Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 19 (1915)

Artikel: Die drei Seelsorger
Autor: Haemig, Lucie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571520

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gnade einen Paßzettel, sich der Hörigkeit frei in ander Land zu begeben."

Der Gefangene erhob die Blicke nicht vom Boden und sprach kein Wort. Als die Ketten gefallen waren, schritt er langsam davon und verschwand im Wald. In der Nacht röteten die Flammen seines brennenden Hauses und etlicher anderer Häuser den Himmel.

* * *

Hinter der bellenden Meute jagte der Edelmann unter lautem Rufen und fröhlichem Hallali über das Feld durch das goldene Korn und den blühenden Flachs und Mohn. In der Lust und Leidenschaft der Jagd flog er dem Gefolge voraus und dem Hirsch nach in den Wald. Wie er im Dickicht einen Augenblick anhielt, zog ihn ein aus dem Gebüsch langender eiserner Haken blitzschnell vom Pferde ...

Die Hände auf den Rücken gebunden, einen Strick um den entblößten Hals stand der Edelmann mit verzerrtem Gesicht und Todesangst in den entsetzt aufgerissenen Augen vor seinen vier auf dem Boden kauernden Richtern.

„Es soll ein ordentlich Gericht gehalten werden," sprach einer der wilden Menschen; „jeder sage seine Klage!"

„Er hat mich Wildfrevels wegen so lang ins Gefängnis geworfen, derweil ich unschuldig war, und sind mir darüber Weib und Kind verdorben!"

„Er hat mein Weib in der Kammer geschändet, also daß sie ist ins Wasser geloffen und elendiglich gestorben!"

„Er hat mir meine Dirn genommen und sie eingesperrt gehalten zu seiner Lust. Und darauf hat er mein Haus und die Aecker für sich genommen und hat mich gejagt wie ein wildes Tier in den Wald!"

„Er hat auch sonst viel unrecht Gut an sich genommen und Böses getan aller Art, viel Dirnen geschändet, daß das Land voll ist von seinen Bankerten!"

„Er ist des Todes schuldig," sprachen alle gleichzeitig.

Einer zog ein Glöcklein hervor und ließ seinen silbernen Ton erklingen. „Bete dein Vaterunser, derweil ich dies Armsünderglöcklein läute dir zur besondern Gnade!" Umsonst suchte der Gefesselte nach einem Schimmer des Mitleids in den Augen seiner furchtbaren Richter ...

* * *

Bei dem Tone des Glöckleins — erwachte der große Finanzmann schweißgebadet in seinem Bette. Es war heller Tag, und die Sonne lachte durchs Fenster. Auf dem Nachttisch lagen — Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", mit deren Lektüre er abends zuvor den längst ihm untreu gewordenen Schlaf gesucht. Nur langsam fanden sich seine Gedanken in die Wirklichkeit zurück und darin zurecht. Denn es läutete wirklich. Und nun ertönte lieblicher Kindergesang. Und nun kam es ihm wieder: „Heute ist ja das Einweihungsfest meiner großen Stiftung, und das dankbare Volk bringt mir ein Morgenständchen."

Einigen Teilnehmern am Feste fiel auf, daß der große Finanzmann und Wohltäter so blaß und seltsam zerstreut aussah. Dem war wirklich so. Denn der Herr Kommerzienrat ertappte sich bisweilen dabei, daß er Vergleiche zog zwischen den Zügen des Geistlichen, von dem er in der Nacht geträumt, und den ihm so ähnlich vorkommenden des Herrn Pastors, der im Talar auf der Kanzel so salbungsvoll den großen Wohltäter feierte für das von einem Teil seiner Millionen der Stadt gestiftete prächtige — Waisenhaus.

Die drei Seelsorger.

Nachdruck verboten.

Novelle von Lucie Haemig, Zürich.

Gerhard, Steiner und Meister fanden das Leben in Davos recht sorgenschwer, seitdem sie das Erbe Franz Steffens angetreten hatten. Kein Wunder; denn jetzt galt es stündlich erwägen, leiten und beschützen, alles Dinge, die sich nicht mit einem sorglosen Kurleben vertrugen. Aber schließlich, wer hätte sich nicht glücklich geschätzt, aus den Händen eines sterbenden Freundes das zu empfangen, was er sein Allerheiligstes nannte? Und Franz Steffens Allerheiligstes war seine kleine Frau, die siebzehn Lenze zählte und so schön war, daß man in ihrer

Nähe unwillkürlich zu flüstern begann. Einstweilen freilich konnte von keiner Freude der drei glücklichen Erben die Rede sein; denn Frau Madeleine ging so still und blaß umher, als nährte sie den Wunsch in ihrem Herzen, von ihrem großen Seelenleid erlöst zu werden. Und wie hätten sich die drei Beschützer ihrerseits freuen sollen zu einer Zeit, da das eigene Herz noch blutete vor Weh um den verlorenen Freund?

Das Leben in der Villa Erika war mit Recht ein sehr ernstes. Kirchhofgänge wechselten mit freudlosen Wald- und Feldspaziergängen, und letztere dienten ausschließlich dem Zweck, Blumen zu suchen. Denn Frau Madeleines einziger Wunsch ging dahin, Franz Steffens Grab zu einem kleinen Paradies zu gestalten. Und Franz Steffens Grab war ein kleines Paradies; dies sagten alle, die voller Bewunderung davor standen. Im ganzen Dorf sprach man von diesem Grab, und wenn am Abend die kleinen Buben und Mädchen vom Spielen müde waren, dann sagten sie: „Laßt uns nach dem Friedhof hinaufgehen, das Grab der jungen Witwe besichtigen; heute hat sie sicher wieder was Neues geschaffen!"

Ja, diese Grabbesuche! Sie fanden zu allen Zeiten statt und bildeten selbst eine angenehme Abwechslung im Leben der drei jungen Männer. Denn das, was sie so sehr angenehm machte, war der Umstand, daß Frau Madeleine auf diesen Gängen jeweilen nur eines Beschützers bedurfte, und wer hätte sich nicht ehrlich gefreut, zum Beschützer einer Frau zu werden, die in ihrer lieblichen Hilflosigkeit an ein eben vom Himmel gefallenes Engelein mahnte? Gerhard, Steiner und Meister, so lautete die Reihenfolge, die mit einer Pünktlichkeit innegehalten wurde, als gelte es, den richtigen Gang einer Uhr aufrechtzuerhalten.

So verschieden die drei Freunde in ihrem Charakter waren, so verschieden fielen ihre Kirchhofsbesuche aus. Da ist zunächst Gerhard, der Aelteste und Besonnenste unter ihnen, der nie ausgeht, ohne für die kleine Frau einen Shawl, für sich ein Bündel Zeitungen mitzunehmen. Mit diesen Papieren pflegte er sich auf einen Stein außerhalb des Friedhofs zu setzen, und während die junge Frau nun das Grab besucht, gibt er sich den Anschein, als wenn er lesen würde. Er möchte sogar recht gern lesen, aber vorläufig kann er es noch nicht. Die Erinnerungen der letzten, in beständiger Sorge und Angst verbrachten Wochen sind noch zu wach in ihm, als daß er für die große Welt irgendwelches Interesse hätte. Auch kann er den Blick nicht vergessen, mit dem ihn der kranke Freund in letzter Stunde gebeten hat: „Alter, laß mich nicht sterben!" Und dann, was soll aus der kleinen, zarten Frau werden, die täglich stiller und blasser wird und Stöße von unerbrochenen Briefen auf ihrem Zimmer liegen hat? Darf er dem allem so tatenlos gegenüberstehen, er, der Aelteste und Verantwortungsreichste unter ihnen?

Das Zeitungsblatt sinkt immer tiefer, es entgleitet seinen Händen und wird vom nächsten Windstoß mitfortgetragen. Auf dem Friedhof windet es fast immer; es ist derselbe Wind, der drüben in St. Moritz den Leuten so viel zu schaffen macht. Aber was fragt Gerhard einem Windstoß nach, da er nur in die Tasche zu greifen braucht, um ein neues Zeitungsexemplar zutage zu fördern? Nein, jetzt weiß er es genau, mit der kleinen Frau kann das nicht mehr so weiter gehen. Es muß irgend eine Zerstreuung geschaffen werden, die Aermste für Stunden wenigstens von ihrem Elend abzulenken. Er denkt daran, ihr ein Vögelchen zu schenken, dessen Pflege ihr obliegt und das mit seinem fröhlichen Gezwitscher Abwechslung in die düstere Schwere ihrer Tage bringt. Oder dann will er ihr Blumen kaufen. Blumen in Töpfen, die täglich begossen werden müssen, von denen man die verdorrten Blätter und Blüten abzulesen hat und die man an Weidenruten bindet, um ihrem schwachen Wachstum einen Halt zu geben. Gewiß, Blumen will er ihr kaufen, soviel Blumen, daß sie immerwährend zu sorgen hat.

Huh, wie der Wind wieder bläst! Ist das eines seiner Papiere, das dort so verwegen dem Bachtobel zutreibt? Fast scheint es so. Max Gerhard greift schon wieder in die Tasche; sein Vorrat an

Zeitungen ist unerschöpflich. Aber was war das nur, an das er eben vorhin dachte? Ah, er sann dem gestrigen Abend nach, an dem er den Ball zurückbrachte, der vom Nachbarhaus durch sein offenes Fenster geflogen kam. Zwei kleine Mädchen waren es, die ihren Spaß mit ihm trieben. Hübsch und zutraulich wie junge Kätzchen wollten sie ihn dünken und so voller gesunder Neugierde. Ob er versuchen sollte, sie Frau Madeleine zuzuführen?

Gerhard wird nie fertig mit seinen fürsorglichen Gedanken. Er sinnt und spinnt solange, bis sich drüben an der Kirchhofsmauer ein Pförtchen öffnet, durch das eine kleine schwarzgekleidete Frau tritt. Sollte die Besuchszeit wirklich schon wieder vorüber sein? Fast will es ihn unglaublich dünken, daß man sich bei Zeitungsblättern so vergessen kann.

Wieder anders sind die Gänge, auf denen Frau Madeleine von Steiner begleitet wird. Steiner, der Hüne mit der Löwenmähne und dem Kindergemüt, liebt es auf seinen Friedhofgängen den kleinen schwarzen Whisky der Wirtin mitzunehmen. Während seine Begleiterin schweigend und mit nach innen gekehrtem Blick neben ihm schreitet, führt er allerlei Gespräche mit dem Hund. Whisky wird gelobt, wenn er mit Würde und Anstand im Blick einen Freund umgeht, der sich augenscheinlich sehr auf sein Kommen gefreut hat. Anderseits ermangelt Steiner nicht, den Hund zu strafen, wenn er in gehässiger Weise einer Katze nachjagt oder glaubt, keinen Hühnerhof oder Kaninchenstall passieren zu können, ohne dessen Bewohner in helle Aufregung zu jagen. Nach solchen und ähnlichen Ausschweifungen zieht Steiner eine Leine aus der Tasche, und dann beginnt für Whisky eine Wanderung, die an Eintönigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Den kleinen Kopf nach vorn geneigt und das rabenschwarze Schwänzchen nachlässig in die Luft gestülpt, trottet er ohne jegliche Lebensfreude neben seiner schweigsamen Herrschaft die Straße entlang. Ein Zustand, der mit Recht hoffnungslos hätte genannt werden müssen, wenn es Whiskys Natur nicht gänzlich ferngelegen hätte, sich lange einer Enttäuschung hinzugeben. Und dann ist er auch schlau genug, um zu wissen, wie ein Sträfling sich verhalten muß, um möglichst rasch wieder in den Besitz seiner Freiheit zu gelangen. Sobald Whisky an die Leine kommt, hält er sich an die Seite der jungen Frau, und zwar so nahe, daß seine Pfötchen Gefahr laufen, von ihr getreten zu werden. Wird Frau Madeleine auf dieses sonderbare Benehmen aufmerksam, dann bleibt sie stehen und bittet ihren Begleiter, das Tier freizugeben. Steiner bringt es nie über sich, ihr diese Bitte abzuschlagen, obschon Whiskys Ungezogenheit wohl eigentlich nach einer Strafe schrie, und so kommt es, daß Whisky jeweilen schon nach kurzer Zeit wieder frei und hundefreudig davontrollt. Und je weiter man das Dorf zurückläßt, desto freier und ungenierter wird sein Benehmen. Whisky glaubt, jedes Bauernhaus von innen betrachten zu müssen, er besichtigt Ställe, schnuppert an Futtertrögen und Holzschuppen herum, und wo sich eine Gelegenheit bietet, Wasser zu trinken, da ist er so flink dabei, als gelte es den größten Brand zu löschen.

Auf diese Weise wird langsam die sanfte Anhöhe erstiegen, auf welcher der kleine malerische Gottesacker liegt. Whisky weiß genau, daß die Wanderung hier ihr Ziel finden wird; aber da es ihn noch nicht verlangt, den vorgeschriebenen Halt zu machen, verlangsamt er seinen Schritt und lauscht mit gespitzten Oehrchen und hochgezogenem Vorderbein nach dem nahen Wald hinüber, ob sich dort nichts regt, das zu einem Laufschritt Anlaß gibt. Steiner kennt Whiskys sämtliche Schwächen, und deshalb beeilt er sich, seiner Begleiterin das kleine, aus ein paar jungen Buchenstämmen gezimmerte Pförtchen zu öffnen, um mit dem Hunde auf dem vorgelegenen Weidland zurückzubleiben. So oft Whisky diesen Gang schon gemacht hat, die Notwendigkeit dieser Trennung sieht er nie ein. Er versucht vielmehr beim Oeffnen des Pförtchens sich in vorwitziger Weise mithindurchzuzwängen. Eine Unart, die seinem Herrn, so oft sie sich wiederholt, zu schaffen macht. Wenn sich aber das geheimnisvolle Pförtchen unwiderruflich vor Whisky geschlossen hat, dann schiebt

er seine feuchte schwarze Nase durch die losen Latten hindurch, um so wenigstens einen Begriff von der Luft zu bekommen, die ihm von drüben entgegenweht. Schließlich sieht Whisky aber doch ein, daß das Leben noch andere Reize besitzt als das Kampieren hinter verschlossenen Toren, und nun sieht er sich mit gutem Willen nach Zerstreuung in seiner neuen Umgebung um. Unweit von ihm liegt ein wohlgeformter Stein, der eben vorhin, als die Sonne darauf schien, blitzartig aufleuchtete. Whisky nähert sich diesem Stein und hebt ihn auf, um ihn eine Zeit lang in der Schnauze spazieren zu führen. Dabei blinzelt er verstohlen nach seinem Herrn hinüber; denn Whisky ist dessen gewiß, daß dieser ihn demnächst auffordern wird, den Stein herzugeben. Whisky nimmt sich aber vor, diesmal nicht derjenige zu sein, der nachgibt. Er beschreibt als Steinträger große Bogen, und seine Haltung ist dabei ablehnend und kühl, selbst das schwarze Schwänzchen zeigt nicht die geringste Erregung.

„Whisky, gib den Stein her!" tönt es da plötzlich gebieterisch. Wenn Whisky jetzt lachen könnte, würde er es unzweifelhaft tun; aber da ihm diese Fähigkeit abgeht, sorgt er wenigstens dafür, daß seine Lust am Zuwiderhandeln so recht zur Geltung kommt. Es genügt ihm plötzlich nicht mehr, den Stein wie bis anhin in der Schnauze spazieren zu führen, sondern er ist genötigt, ihn von Zeit zu Zeit niederzulegen, um ihn gleich darauf wieder mit einem langen, herausfordernden Blick auf seinen Herrn an sich zu nehmen.

„Whisky — gib den Stein her!" befiehlt Steiner nochmals und erhebt sich.

Im nächsten Moment beginnt ein toller Lauf, der damit endigt, daß Whisky die Anwesenheit des Streitgegenstandes vergißt und laut und meisterlos zu bellen anfängt. Und wie er nun zusehen muß, wie der Stein seine momentane Erregtheit benutzt, um in eilendem Lauf von ihm weg den Berg hinabzukollern, da geht Whiskys ohnehin fraglicher Uebermut in richtige Bosheit über. Mit seltsam funkelnden Augen beginnt er nach Blumen, wie Anemonen und Himmelsschlüssel, zu schnappen und ruht nicht eher, als bis die lieblichen Frühlingskinder in einem nicht zu beschreibenden Zustand den Boden bedecken. Nun wird es seinem Herrn aber doch zu bunt, und er greift nach dem Stock, um dem ruchlosen Blumenmörder sein Fell zu verklopfen. Es beginnt eine abermalige wilde Jagd, aus der nach kurzem Kampf Whisky als Sieger hervorgeht. Sein Herr ist auf der Verfolgung nach ihm über einen Grasbüschel gestolpert, zu Boden gefallen und mit in den Armen vergrabenem Gesicht mausetot liegen geblieben. Whisky hat seinen Herrn schon öfters sterben sehen, und deshalb vermag ihm auch sein heutiger Tod keinen eigentlichen Schrecken einzujagen. Trotzdem ist ihm bei der ganzen Geschichte nicht so ganz wohl. Zu bellen getraut er sich schon gar nicht mehr; denn soviel Anstand hat er denn doch, daß er weiß, daß man Tote in keiner Weise belästigt. Aber so ohne weiteres vom Platz weglaufen, das mag er auch nicht. Ueberhaupt macht es ihn sehr traurig, auf dieser großen Wiese plötzlich so allein dazustehen. Wenn sein Herr diesmal wirklich tot sein sollte, dann freut auch Whisky das Leben nicht mehr. Er nimmt sich dann vor, gar nicht mehr nach Hause zurückzukehren, sondern die Nacht irgendwo im Walde zuzubringen. Bevor er dies aber tut, will er noch einmal gründlich nachschauen, ob mit seinem Herrn wirklich nichts mehr zu wollen ist. Und nun nähert sich Whisky Schritt für Schritt und mit aufmerksam gespitzten Oehrchen dem fragwürdigen Kleiderbündel. Je näher er der Unglücksstätte kommt, desto schwerer wird ihm, und schließlich bleibt er stehen und schnuppert mit mißtrauischem Blick in der Luft herum, als wenn der Tod sich da allbereits auf seine Kosten hin lustig machen würde. Wie ihm aber kein verdächtiger Geruch in die Nase steigen will, da setzt er seine Wanderung tapfer fort und schließlich ist er dem Toten so nahe, daß er, wenn er bloß wollte, auf dessen Rücken herumspazieren könnte. Whisky denkt aber gar nicht daran, sich jetzt zu amüsieren. Er fängt vielmehr den Toten vorsichtig zu beschnuppern an und nimmt es mit dieser Arbeit sehr genau. Bei den langen hellfarbenen Beinkleidern wird begonnen, dann steigt die

kleine, immer tätige Nase langsam den weiten Weg zum Rücken hinauf, und wie sie oben beim Kopf ankommt, da beginnt erst die größte Schwierigkeit. Whisky stößt überall auf Haare, die ihn niesen machen, und es will ihm je länger desto unbegreiflicher erscheinen, wie einer direkt auf dem Gesicht sterben kann. Whiskys Augen haben längst ihren lebhaften Glanz verloren, und schließlich wird es ihm unmöglich, seinen Schmerz länger zu meistern. Ein wahrhaft erbarmungswürdiger Laut löst sich aus seiner Hundekehle, der jedoch, zur Freude sei's gesagt, genügt, um Whiskys Herrn wieder ins Leben zurückzurufen.

Whisky ist außer sich vor Freude, wie der Totgeglaubte plötzlich nach seinem Kopfe hascht und ihn liebevoll ans Herz gedrückt hält. Freilich, die Angst um den ausgestandenen Schrecken liegt Whisky noch zu sehr in den Gliedern, als daß er bellen könnte; doch mit dem Schwanz muß er wedeln, daß ihm selbst ganz schwindelig davon wird. Und nun geschieht etwas ganz Außerordentliches. Wie sein Herr wieder auf den Füßen steht und die Kleider fein sauber vom jungen Gras gereinigt hat, da schreitet er auf das Pförtchen zu, hinter dem der schöne Blumengarten liegt, und fordert Whisky freundlich auf, einzutreten. Whisky weiß kaum, was er von diesem Benehmen denken soll. Zweimal noch sieht er sich gutwillig nach seinem Herrn um, der keine Anstalten trifft, nachzukommen, dann aber schreitet er so nett und manierlich den Weg zwischen den weiß und schwarzen Marmorsteinen hinab, als wenn es ganz selbstverständlich wäre, daß man sich bei dergleichen Dingen nicht weiter aufhielte. Erst wie er von weitem die kleine schwarzgekleidete Frau sieht, die er so gut leiden mag, beschleunigt er seinen Gang, und es will ihm nur schlecht gelingen, seine Wiedersehensfreude zu verbergen. Leider aber kommt sie ihm in der Mitte des Weges entgegen und fordert ihn auf, mit ihr zu gehen. Und dabei schaut sie ihn so liebevoll an, daß ihm ist, als würde sie sein rabenschwarzes Fell streicheln. Whisky beschleicht wohl eigentlich eine große Trauer darüber, daß er das hübsche Gärtchen, in dem es sich so herrlich spazieren läßt, schon wieder verlassen soll. Aber gehorchen muß er doch; denn niemand sagt so lieb „Komm, Whisky, komm!" zu ihm, wie die kleine Frau es tut. Mit derselben Manierlichkeit legt er den eben gekommenen Weg wieder zurück, und wie sich draußen vor dem Pförtchen noch sein Herr zu ihnen gesellt, da kann er in seiner wiedererwachten Lebenslust nicht anders, als zweimal in tollen Sprüngen über den nahen Bach zu setzen. Und je näher man dem Dorfe kommt, desto unrettbarer verfällt Whisky in seine alte üble Gewohnheit, sich über alles am Weg lustig zu machen.

Wieder anderer Natur sind die Gänge, auf denen die junge Witwe von Meister begleitet wird. Meister ist der jüngste unter seinen Freunden und wohl auch der häßlichste von ihnen, nebenbei aber besitzt er großartige Eigenschaften. Er weiß Gespräche zu führen, die wie Bücher zu fesseln verstehen. Er ist begeisterungsfähig bis zu einem Grad leidenschaftlicher Verzückung, um wiederum in eine Art Schwermut zu verfallen, wenn er sich fremdem Leid machtlos gegenüberstehen sieht. Vor allem aber versteht er sich auf die Kunst, in den Seelen der Menschen zu lesen, ihnen zu raten und zu helfen, und daraus läßt sich wohl auch die Tatsache erklären, daß sich jedermann zu ihm hingezogen fühlt, im sicheren Bewußtsein, von ihm verstanden zu werden. Ganz so verhielt es sich mit Frau Madeleine. Während sie auf den Gängen, da sie von Gerhard und Steiner begleitet wurde, meistens nichts oder nur sehr wenig sprach, sah sie es nicht ungern, wenn Meister das Wort an sie richtete. Auch rührte sie der Umstand, daß er auf seinen jeweiligen Friedhofgängen ihr zu Ehren den schwarzen Gehrock trug. Denn in Tat und Wahrheit hätte es Meister als eine Taktlosigkeit empfunden, neben einer trauernden Frau in einem farbigen Anzug einherzugehen. So aber fühlt er sich ihr und ihrem Schmerz näher gerückt, und je größer das Schweigen ist, das zwischen ihnen liegt, desto mehr hat er das Gefühl einer schönen Zusammengehörigkeit.

Einmal verlief ein solcher Gang frei-

lich höchst sonderbar, und an diesem Tag nahm sich Meister denn auch ernstlich vor, sich künftig nicht mehr von seinen Träumereien einfangen zu lassen. Ein solches Benehmen kam allenfalls einem gemachten Dichter zu, aber nicht einem, der bloß den stillen Wunsch hegte, dereinst ein Dichter zu werden. Freilich, wenn da einer zu ihm gekommen wäre und ihn am Aermel zupfend auf die Seite genommen und zu ihm gesagt hätte: „Du, mach mir ein Gedicht, ich fühl's, du kannst es!" da wäre er dem Menschen vor Freude um den Hals gefallen und hätte glückstrahlend ausgerufen: „Du sollst ein Gedicht haben, du Menschenbeseeler! Bei Gott, ich schwöre dir, daß nie Schöneres geschrieben wurde!" Dieser Mensch aber war ihm bis zur Stunde noch nie begegnet, und solange dieser Mensch nicht kam, solange wagte er nicht, an diesen eiteln Wahn zu glauben. Doch wie hätte auch einer, der ihn in seiner ganzen Alltäglichkeit vor sich sah, auf den Gedanken kommen sollen, daß ihn verlangte ein Dichter zu werden?

Wie Meister also auf einem dieser Friedhofgänge an der Seite der jungen Frau der Dorfstraße entlang schritt, begegneten sie einer jungen Mutter mit ihrem Kinde. Als man eben aneinander vorbeischritt und Meister, seiner Begleiterin den Vortritt lassend, ein paar Schritte zurückblieb, hörte er, wie die Kleine zu ihrer Mutter sagte: „Sag, Mutter, wer ist der Dame und dem Herrn gestorben, daß sie schwarzgekleidet gehen?" Die Frau hob den Kopf und überflog das Paar mit einem raschen Blick. „Ich denke wohl ihr Kindchen," sagte sie dann im Tone heiligster Ueberzeugung.

Diese Worte genügten, um Meister in die sonderbarste Stimmung zu versetzen. Er sah sich plötzlich mit einem ganz allerliebsten kleinen Mädchen auf dem Arm, das ihn „Papi" nannte und dessen weiche Händchen verlangend nach seinem roten Haarschopf griffen. So oft dies der Kleinen gelingt, stößt sie einen hellen Jauchzer aus, und dabei fängt sie vor Freude mit den Beinchen zu zappeln an. Der Papi kann diese Freude nicht teilen, er ruft einmal über das andere „Au — au!" und stellt sich so, als wenn er weinen würde. Und nun wird die Kleine plötzlich ganz still und zieht mit erschrockenem Gesicht ihre Händchen von seinem Kopf zurück. Wie er aber noch immer weiter schluchzt, da legt sie ihr Köpfchen schüchtern an seine Wange an und flüstert leise: „Papi!" Mehr wie Papi kann sie nicht sagen; aber wie sie das Papi sagt, darüber hätte man die ganze Welt vergessen können. Der Papi hört denn auch augenblicklich zu schluchzen auf, und nun kommt die Versöhnung. Die Versöhnung ist so schön, daß der Papi gleich nachher wieder seinen Kopf hergibt, um von neuem die Wonnen des Sichfindens zweier Seelen durchkosten zu können. Dabei will der Papi fortwährend geküßt sein, er ist, was man so sagt, unersättlich im Küssen. Eines Tages aber, wie der Papi wieder seine Mähne zum Zerzausen herhalten will, da schüttelt die Kleine nur trübe das Köpfchen. Sie mag heute nicht spielen, sie ist zu müde dazu. Der Papi blickt besorgt in das schmale blasse Gesichtchen, aus dem ein großes Leid spricht. „Willst du schlafen, kleines Seelchen?" fragt er und deutet auf das blütenweiße Bettchen, das im Nebenzimmer steht. Das Seelchen nickt stumm. Und nun trägt der Papi das Seelchen auf seinen Armen ins Nebenzimmer und beginnt es auszukleiden. Er tut dies ganz sorgsam, als wenn er ein gebrechliches Püppchen vor sich hätte, und das mit Recht, denn das Seelchen ist so müde, daß es selbst nicht verlangt, die neuen gelben Schuhe allein auszuziehen. Wie es nun in seinem Bettchen liegt, ganz still und immer noch so traurig, da holt sich der Papi einen Stuhl und fragt, ob es eine Geschichte hören möchte. Die Geschichten, die der Papi zu erzählen weiß, sind meistens sehr schön, aber heute hat das Seelchen auch dafür kein Interesse. Es will selbst nicht wissen, wie die Katze aussah, die an einem Tag drei Vogelnester ausnahm und dem Hühnerhund obendrein noch den Milchtopf ausfraß. „Papi!" sagt es nochmals unendlich freundlich und schon ein wenig teilnahmslos, dann schließt es die müden Aeuglein. Der Papi bleibt still an seinem Bettchen sitzen, den ganzen Tag und

noch einen und immer noch einen. Der Papi ist immer da. Er gibt dem Seelchen zu trinken, er nimmt die Kissen heraus und schüttelt sie so lange, bis sie ganz kühl geworden sind, und wenn das Seelchen schlafen will, dann schließt der Papi auf den Zehenspitzen alle Laden und Fenster. Selbst wenn das Seelchen mitten in der Nacht aufwacht, sitzt der Papi an seinem Bett und streichelt ihm die heißen Händchen. Seelchens Händchen können nämlich keinen Schlaf finden, sie scheinen fortwährend etwas zu suchen. Bald ist es das Deckbett, an dem sie rastlos herumzupfen, bald das Kissen, und zuweilen läuft ein so heftiges Zittern durch sie, daß der Papi glaubt, er müsse das Seelchen in seine Arme nehmen, damit es fühle, daß es nicht allein auf der Welt sei. Eines Tages nun, wie die Händchen des Seelchens wieder unermüdlich zu suchen beginnen, da fällt Papis Blick auf eine kleine blaue Schale, die draußen vor dem Fenster steht. Sollte Seelchen die Blumen suchen, die sie in unermüdlichem Eifer auf der Bergwiese gepflückt hatte? Der Papi erhebt sich ganz leise von seinem Sitz und holt die Schale herein. Es schwimmen lauter niedliche Blumenköpfchen darin, gelbe, weiße und blaue, Seelchen wußte offenbar nicht, daß Blümchen mit ihren Stengeln gepflückt sein wollen. Alle diese Köpfchen nimmt der Papi nun sorgfältig heraus und legt sie in bunter Reihenfolge auf Seelchens Deckbett. Und wie die kleinen Hände wieder rastlos zu suchen beginnen, da tappen sie mitten in die Frühlingspracht hinein. Um Seelchens Mund spielt ein sonniges Lächeln. „Sag', Seelchen, bist du nun glücklich?" flüstert der Papi und legt seinen Kopf dicht an ihre Wange an. Seelchen antwortet nicht, aber sie lächelt noch immer. Und wie der Papi einmal auf die kleinen fleißigen Hände blickt, da sieht er, daß sie ganz ruhig geworden sind, zwischen jedem Fingerchen aber guckt ein rosiges Blumengesicht hervor. „Seelchen, schläfst du?" fragt der Papi noch leiser und küßt ihren schmalen lächelnden Mund. Und wie der Papi Seelchen so ganz nahe ist, da fühlt er plötzlich, daß ihr kleines Herz aufgehört hat zu schlagen ...

Soweit war Meister mit seinen Gedanken gekommen, als er sich plötzlich vor einem Grabe stehen sah. War das Seelchens oder Franz Steffens Grab? Er wußte es nicht, es verlangte ihn auch gar nicht darnach, es zu wissen, da er doch einmal nicht anders als weinen konnte. Ein Glück nur, daß die stille Frau an seiner Seite nicht fragte, weshalb er eigentlich weine. Denn schließlich war es doch höchst sonderbar, daß er, der bis dahin aus ihm selbst unerklärlichen Gründen nie über den Tod des Freundes weinen konnte, plötzlich nach bald zehn Wochen mit einer offenkundigen Trauer begann. Wie er etwas ruhiger geworden war, sah er denn auch ein, daß es nicht ausgerechnet dieses Grab sein mußte, über dem sich sein Schmerz entlud, umsomehr, da die junge Frau wohl nichts Sehnlicheres wünschte, als jetzt allein zu sein. Immer noch den Hut in der Hand zog er sich unbemerkt von dem Blumenhügel zurück und lenkte seine Schritte nach dem obern Teil des Friedhofs. Dort schliefen die Dorfältesten, diejenigen, deren Gräber von hochgewachsenen Tannen beschattet wurden und deren Namenszüge und Wappen nur undeutlich auf den verwitterten Steinen zu entziffern waren. Dahin trug Meister seinen Schmerz um das kleine Seelchen, und inmitten der friedlichen Frühlingsgärten kam auch bald eine große Ruhe über ihn. Er begann Grab für Grab zu studieren, band lose Zweige auf und rupfte hin und wieder ein Unkraut aus, das ihm besonders in die Augen stach. Wie er aber vor ein Grab zu stehen kam, das nicht ein einziges Blümlein sein eigen nannte, da erfaßte ihn ein großes Mitleid mit dem also Verlassenen, und er begann da und dort ein Pflänzlein zu stehlen, um ganz zuletzt damit auf der verlassenen Stätte ein kleines Gärtchen anzulegen. Als er eben mitten drin in dieser Arbeit war, stand plötzlich Frau Madeleine vor ihm. Er hatte sie nicht kommen hören und wußte deshalb nicht, wie lange sie schon vor ihm gestanden hatte, aber daß sie ihn nicht fragte, was er da mache, das rechnete er ihr hoch an. Als ob es selbstverständlich wäre, kniete sie mit ihm an der verlassenen

Stätte nieder und begann ihn in seiner Arbeit stillschweigend zu unterstützen. Ja, unter ihren Händen kam sofort ein geordneter Zug in das Ganze. Auch entnahm sie einige Setzlinge dem Erdboden wieder, um sie noch tiefer zu verpflanzen. Schließlich trugen sie noch gemeinsam Wasser herbei, und gerade wie er im Begriff war, seine beiseite gelegten Manschetten wieder an sich zu nehmen, da fragte sie ihn, weshalb er vorhin geweint habe.

Die Frage hatte er nun allerdings nicht erwartet. Wenn sie ihn gefragt hätte, ob dies das Grab seiner Großmutter sei, das sie zusammen angepflanzt hätten, er hätte sich nicht mehr darüber wundern können. Leid tat es ihm nur, daß sie es gerade war, die er belügen mußte.

Er zog zunächst sein Taschentuch hervor und begann die Hosen zu reinigen. Dabei meinte er ein klein wenig verlegen: „Ich wüßte wahrlich nicht mehr, worüber ich vorhin geweint habe — ich schäme mich nun auch ordentlich, es getan zu haben; aber zuweilen, da ist man so Stimmungen unterworfen, da — da fliegt einen plötzlich so ein düsterer Gedanke an ...“

„Nun, sehen Sie — Sie haben also doch gewußt, weshalb Sie weinten!“ unterbrach ihn Frau Madeleine in gütigem Vorwurf.

Angesichts der auf ihn gerichteten warmen braunen Augen freute Meister das Lügen plötzlich nicht mehr. „So ein wenig hab' ich's ja freilich schon gewußt,“ gestand er nun ehrlich; „aber es lohnt sich wirklich nicht, darüber zu sprechen.“

Frau Madeleine antwortete hierauf nichts, aber es wollte ihn dünken, als wenn die Antwort sie nicht besonders befriedigte. Sie blieb noch einen Augenblick wartend stehen, dann zog sie den großen schwarzen Schleier übers Gesicht und sagte leise: „Ich denke, es wird Zeit, daß wir nach Hause gehen.“

Als sie eben das angrenzende Weidland betraten, das Steiner und Whisky als Spielplatz diente, begannen die Glocken von nah und fern den Sonntag einzuläuten. Erst war es nur ein einziges feines Glöckchen, das mit seiner Silberstimme zu singen begann und sich in seiner jungen Schüchternheit vom Abendwind alle Töne mitforttragen ließ. Dann aber stimmten noch zwei weitere Glocken in den Gesang ein. Eine, die mit ernstem ruhigem Klang vom Frieden des Abends sprach, und eine, die zum Beten des Rosenkranzes mahnte. Meister wußte, daß Frau Madeleine über alles liebte, dieses Läuten auf der Bank neben Franz Steffens Grab mitanzuhören. Er blieb deshalb stehen und fragte zuvorkommend: „Wollen wir hier bleiben, solange die Glocken geläutet werden?“

„Nein, danke,“ sagte Frau Madeleine leise, und kaum hörbar fügte sie hinzu: „Ich mache mir ohnehin Vorwürfe, Ihre große Güte mißbraucht zu haben.“

Meister fühlte, wie ihm das Blut langsam zu Kopfe stieg.

„Was wollen Sie mißbraucht haben?“ stieß er völlig verwirrt hervor, und dabei konnte er sich nur mit Mühe vor einem Sturz über einen Stein retten.

Frau Madeleine wohnte dieser Ungeschicklichkeit mit einem stillen Seufzer bei. „Ich mache mir Vorwürfe über mein Benehmen — das ist gewiß,“ wiederholte sie leise. „Von morgen ab soll mich niemand mehr nach dem Friedhof begleiten, ich will und muß allein gehen — sah ich doch heute, daß ... daß ...“ Und nun hielt sie plötzlich inne, während zwei große Tränen in ihren Augen standen.

„Was wollen Sie denn heute gesehen haben?“ fragte Meister mit einer Ruhe und Güte in der Stimme, als wenn er mit einer Todkranken sprechen würde.

„Ich habe Sie angesteckt mit meinem Leid,“ flüsterte Frau Madeleine trostlos; „ich hätte allein bleiben sollen, mir ist ja doch nicht zu helfen!“

Meister blickte besorgt vor sich hin; denn er konnte jetzt nicht anders als mit einem stillen Vorwurf an das arme Seelchen denken. Er sprach denn auch vorerst nichts; erst wie sie ein paar Schritte gegangen waren, da meinte er ernst: „Sie befinden sich tatsächlich in einem großen Irrtum, Frau Madeleine. Mich kann Ihr Leid nicht anstecken; denn

solange ich Sie traurig sehe, habe ich keine Zeit, über mich selbst nachzudenken."

Frau Madeleine erwiderte daraufhin nichts. Der Abendwind zog und zupfte so heftig an ihrem Schleier, daß sie Mühe hatte, sich seiner Aufdringlichkeit zu erwehren ... (Schluß folgt).

Mond

Der Mond, das bleiche Himmelslicht
Geht auf ob streitzerrissner Welt.
Still träumt sein schweigendes Gesicht,
Wo tags der Lärm der Schlacht gegellt.

Manch totenfarbnes Antlitz staunt
Aus blutigem Grund zu ihm empor,
Stumm wie er selbst. Der Nachtwind raunt
Im Waldlaub und im Binsenrohr.

Der Mond legt seinen Silberschein
Am Berg um einen Tannenschlag,
Dann in ein dunkles Tal hinein.
Das wird so hell wie fast am Tag.

Und fürbaß stetig, weit und weit,
Und noch ein Dorf und noch um eins
Spinnt er die stille Heiterkeit
Des zorn- und haßlos kühlen Scheins.

Aus Brandruinen stieg noch Rauch,
Ein Schuß fiel, zwiefach nachgehallt.
Nun schwand das auch, nun schweigt das auch –
Sagt, wird bald Friede? Friede – bald?

Ernst Zahn, Goeschenen.

Betrachtungen von heute.

Nachdruck verboten.

1. Des Krieges Antlitz.

Wir kennen es nicht. Wir glauben es zu sehen in seiner Schrecklichkeit; aber es erscheint uns geschmückt mit Wappen und Fahnen, von Dichtung und Denkmalkunst aufgeschminkt mit soldatischen Tugenden und Feldherrnruhm. Wir wissen wenig von seinem Haß; denn würde uns dieser zu lebender Erkenntnis, kein Krieg wäre mehr möglich. Und bald würde niemand mehr an ihn glauben, wie der Genesene den überstandenen Schmerz sich nicht mehr vorzustellen vermag. Wir sehen des Krieges Antlitz durch die Röte der Siegeshoffnung, durch die Trübe des Vergeltungswillens. Wir kennen es nicht.

Nicht die, die hinter blauraucheiger Scheibe in Zeitungsmeldungen ihm nachspüren, nicht wer im Schützengraben seinem Willen dient, noch wer bei häuslicher Sorge die Seinen bezittert und beweint. Jeder lebt nur sein kleines Anteilstück am schrecklichen Ganzen. Und der Stratege, der das große Spiel zu schieben wähnt, vergißt, daß seine Ziffern Menschen sind, darf's nicht wissen, und auch er kennt des Krieges Antlitz nicht.

Kampflust schmückt sich den Krieg, Kampfmuß müht sich — in der Zange des Zwangs — ihm Erträglichkeiten abzugewinnen.

Aber die Wirklichkeit ist tausendfach hart, bitter und weh. Not und Not, Wunde und Wunde. Ein Aufklaffen von Gegensätzen, ein Zersägen aller Brücken des Verstehens. Jedes ragende Haupt gebeugt oder dahingemäht. Ein Muß von unerträglicher, empörend widriger Häßlichkeit.

Das Schlimmste aber ist der Sieg. Er drängt den Besiegten zur Rache, dem Sieger bläht er die Kampflust. Der Akkord zu so gewaltigem Mißklingen heißt nicht Sieg. Menschlich gütiges Wiederverstehen allein vermag da zu lösen.

Und wir erkennen sein Antlitz nicht. Trotz Feldbrief und Schlachtkritik, trotz vielstelliger Streckenmeldung der Führer und Hallali der Schiffe ersäufenden Torpedoschützen. Man liest. Man hört. Man weiß nichts! Von Anfang an nicht und auch jetzt nicht. Wer dabei und wer davon ist, keiner überschaut und überfühlt das Schmerzbild des Ganzen.

Wer einmal eine schlimme Nachricht miterlebt hat, das jähe Erschrecken, wenn